

(Nachdruck verboten.)

16]

## Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

„Ja, das kannst Du von vornherein thun,“ entschied Klaus, — „sowohl Gjertrud als auch Jonathe waren mit, als Stibolt und ich im vorigen Jahre, während sie zu Besuch bei uns waren, auf die Dohlenjagd gingen. Wir machten glänzende Geschäfte!“

„Ja, beschuldigt mich aber nicht, wenn Ihr diesmal schlechte Geschäfte macht,“ klang es plötzlich ausgelassen.

„Wir werden eine herrliche Fahrt haben!“ triumphtierte er.

Die Thür öffnete sich und auf der Schwelle stand der Direktor, vergnügt mit den Augen zwinkernd. Wie? Abraham, der Patriarch? Unser heimgekehrter Künstler, wollt' ich sagen, — hörte ich nicht vorhin, während ich mich rasierte, einige Kunstproduktionen draußen auf dem Gang.

Sie sind auch berühmter im Auslande geworden als fett! — Nun, ist der Vater glücklich? —

Nun sollen Sie den Ehrgeiz in Paris lassen und ordentlich auf die Weide gehen und sich tüchtig amüsieren,“ meinte er, die lederne Mappe neben sich auf den Tisch legend. Er nahm wie gewöhnlich der Zeitersparnis wegen Kaffee und Frühstück im Stehen ein. —

„Nun brauch' ich ja in der nächsten Zeit Johnston die monatlichen Bankanweisungen auf Paris nicht zu geben.“ —

Er redete, indem er gleichzeitig ab und in die Mappe guckte.

„Ganz sonderbar, Abraham, Ihr Vater wollte durchaus keine Kreditanweisung für das ganze Jahr haben, lieber zwölf einzelne Operationen. — Ich verstand es anfangs nicht, daß er das that, um sich Ihre Briefe einigermaßen regelmäßig zu sichern. Künstler sind ein leichtlebigeres Volk, — wissen Sie. — Seither bin ich dann an jedem letzten Posttag im Monat regelmäßig mit dem Wechsel zu ihm gegangen, — und habe eine kleine Unterhaltung mit Fräulein Könneberg gehabt, die mich immer über Gjertrud ausforschen mußte, ehe sie schrieb.“ — Er zwinkerte schelmisch mit den Augen.

Gjertrud zuckte plötzlich zusammen. Der Vater hatte also die Hand mit im Spiel gehabt und das Verhältnis äußerst erhalten, — von den Vätern berichtet und sie mit einem Glorienschein umgeben. — Nun schickte er sich an, die Bearbeitung fortzusetzen. —

Der Direktor blätterte so nebenbei in einigen Dokumenten.

„Sie haben sie also schon mit auf die Dohlenjagd gelockt, Abraham?“ hub er nach einer Weile wieder an. „Sie will ihr junges Leben den Wellen anvertrauen.“ —

Erinnere mich, Klaus, daß ich zum Bootsmann Torgensen schicke, — ich will das Segelboot doch nachsehen lassen, — und dann kann er mitfahren. — Diese Künstler sind oft so zerstreut,“ lachte er, während er die Mappe unter den Arm nahm und sich anschickte, zu gehen.

„Du, Zette,“ winkte er bedeutungsvoll, — „wilst Du einen Augenblick herauskommen, ich möchte Dir doch etwas sagen, ehe ich gehe.“

„Du darfst auf keinen Fall zugeben, daß der Vater meine wegen einen Bootsmann bestellt, Klaus,“ rief Gjertrud. „Ich berge mein Leben am liebsten auf dem Lande, — das ist sicherer.“ Kam es ein wenig scharf heraus, nachdem sich die Thür geschlossen hatte.

„Wie?“ — brauste Abraham auf. „Jetzt wollen Sie auf einmal nicht mit?“

„Es war nur so eine Idee! — Man kann sich ja amüsieren, indem man sich etwas ausmalt,“ sagte sie in gleichgültigem Tone.

„Was für Launen haben Sie nur plötzlich, Gjertrud! Habe ich etwas verbrochen, wofür Sie mich strafen wollen?“

„Mir war eingefallen, daß ich Thora Löberg versprochen habe, sie am Sonntag zu besuchen.“

„Ausreden!“ unterbrach er sie. „Da taucht etwas in meiner Erinnerung auf, — sollten Sie wohl noch den alten

Sang haben, — wie soll ich mich ausdrücken? — angenehme Ueberraschungen zu bereiten?“

Er fing einen Blick auf, wie er ihn aus alten Zeiten kannte. — „Ausreden, — glauben Sie, daß das nötig ist?“ kam es langsam, höhnisch.

„So, so, — ich fange wirklich an, Ihren Charakter zu studieren, gnädiges Fräulein! — Der scheint mir eine recht verwickelte Maschinerie zu sein. — Sollte sich irgendwo in Ihrem Innern ein kleiner, pikanter, unberechenbarer Kobold versteckt haben?“

„Ja, man sollte wohl am liebsten so ein seidener Faden sein, der sich um den Finger wickeln ließe,“ klang es sehr liebenswürdig zurück.

„Um, gewissermaßen der rote Faden in meinem Leben, — wohl der, an dem ich hänge,“ murmelte er.

„Ach merke, man findet, daß ich mich bei meiner Ankunft in meinem Vaterlande ziemlich närrisch aufgeführt habe. — Nun ja, ich danke für die Belehrung, Fräulein Gjertrud!“

Dann müssen wir uns in die Verhältnisse finden, Klaus! — Gehen wir zusammen?“ fragte er und suchte nach seinem Hut.

### XIII.

Der Wege-Inspektor Finkenhausen hatte mancherlei kleine Nebengeschäfte und Besorgungen unterwegs, manch einen Aufenthalt und häufige Verzögerungen, während sein Schwarzbrauner mit den weißen Socken in der Schmorbrühe die Hügel erklimmte und wieder hinabzuckelte, eine graue Staubwolke zwischen den Beinen. Das kluge Tier blieb von selber stehen, wenn sie jemand auf der Landstraße begegneten, das heißt nur, falls es ein Mensch war, mit dem es sich verlohnte, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Und in der Beziehung hatte der Braune einen durch jahrelange Übung entwickelten Takt. Es konnte ihm nie in den Sinn kommen, vor irgend einer gar zu ärmlich gekleideten Persönlichkeit Halt zu machen. Der Betreffende mußte mindestens einen Eimer oder ein Bündel in der Hand halten. Und heuerlose Matrosen und dergleichen Volk, die wohl durch ein raffiniertes Neuzere zu täuschen vermochten, durchschaute er, ohne deswegen auch nur den Schritt zu mäzigen.

Mit seinem weithin leuchtenden, weißen Haar unter der Mütze, — im Sommer trug er eine grüne runde, mit großem Lederohr, — und seinem wohlwollenden, runden, groben Gesicht war der alte Wege-Inspektor heimisch in seinem Geschäft und ein beständiger Schiffer auf der Landstraße. Diese war für ihn sozu sagen das Fahrwasser, auf dem er mit seinem Kreuzer lag und preite. Er mußte ja Bescheid haben, wie es auf dem Dose stand und ging, — ob sie ganz bis zur Stadt hinunter wollten, und zu wem, — und das alles, während er gemütlich die Mütze lüftete und den Schweiß mit dem blauen Tuch abtrocknete, das er aus der flachen Seitentasche seines Reiserockes zog.

„— Malbsgetröse? — laß einmal sehen, und Beeren und Eier. — Wieviel kostet die Stiege? — Sieh, sieh, Lachsforellen, — die sind ja verdammt leger, — hör', geh', damit zu Frau Bratt auf das Sägewerk und sag', daß ich Dich geschickt habe, — dann wirst Du sie los.“

„Um, — zum Rechtsanwält, — das ist ein schlimmer Gang, Marit, — traurig mit Deinem Mann. Wenn ich in den nächsten Tagen einmal vorbei komme, könnte ich es vielleicht versuchen, ein vernünftiges Wort mit Euch beiden zu reden, — verstehst Du?“

„Gott segne den Herrn Wege-Inspektor, — wenn Sie das thun wollten!“

„Denke, ich komme Ende nächster Woche in die Gegend.“

„Es soll auch nicht an einer kleinen Sendung Ziegenkäse und Butter fehlen, die der Herr Wege-Inspektor ja nicht verschmähen wird. — Ach, wenn das doch nützen könnte!“

Es ging weiter im ebenen Zuckeltrab Meile auf Meile bergauf.

Der Wege-Inspektor Finkenhausen kam von seiner mit Fuhrwerk und Diäten gelohnten Inspektionstour für das öffentliche Wohl heim und machte dabei einen kleinen Abstecher zu Bratts nach dem Sägewerk hinauf.

„Darf ich fragen, wie Frau Bratt sich befindet? — Ich nahm mir die Freiheit, einen Mann mit Lachsforellen zu

Ihnen zu senden. — Goffe, Sie haben Sie bekommen? — Freut mich außerordentlich, — — ich war schon ganz besorgt! Und frischgelegte Eier bekommen Sie morgen; — ich war so frei, sie in Ihrem Namen mit Beschlagnahme zu belegen, — — ich weiß, es ist ein rarer Artikel gerade in dieser Zeit.“

„Kommen Sie herein, Finkenhausen, und setzen Sie sich ein wenig, — — Selterswasser, — Milch, — Wein, — was Ihr Herz begehrt, und einen Bissen dazu,“ ertönte die Stimme des Direktors aus dem Hause.

„Sie sind ganz oben bei Fossebro gewesen und über Heje gekommen, — höre ich!“

„Ja, ich habe das Vergnügen, Ihnen einen Gruß von Ihrer Frau Tochter, dem Herrn Schwiegersohn und den Kleinen bringen zu können. Es steht dort alles vorzüglich, Gottlob. — — Wie Sie wohl aus dem kleinen Brief ersehen werden, den ich Ihrer Frau Gemahlin mitgebracht habe.“

„Nun, — und ist sonst etwas von da oben zu berichten?“

„Nichts weiter, als daß der Herr Rechtsanwalt in diesen Tagen ein schönes Stück Geld verdient; — aber davon weiß der Herr Direktor natürlich weit besser Bescheid als ich, — hi, hi — — Nun hat er wieder eine von den alten Malcolm'schen Waldungen für Herrn Johnston angekauft.“

„Ja, Johnston fängt an, sich da oben mächtig auszubreiten,“ lachte der Direktor, — „er hat das nötige Geld dazu, wissen Sie!“

„Wahrhaftig ein weitblickender Geschäftsmann,“ sagte der Wege-Inspektor bewundernd, — „sicherte sich beizeiten die zwei, drei einzigen Grundstücke, die sich zu einem Steinkohlenlager eignen, und riß dadurch den ganzen Kohlenhandel an sich.“

„Ja und noch dazu all den alten merkantilen Genies der Stadt gerade vor der Nase.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Lump.

Von Max Krentzsch.

Die langen Korridore des Arbeitshauses zu Friedberg lagen still und verödet. Juliglut zitterte durch die Luft. Die Mittagssonne schien mit sengenden Strahlen durch die Fenster und zeichnete die großen Quadern mit blendender Helle.

Schon am frühen Morgen war der größte Teil der Inhaftierten in ihren blaugrauen Uniformen nach den Arbeitsplätzen, die außerhalb des „Hauses“ lagen, gegangen und nur das notwendigste Personal war zurückgeblieben. In der Küche hantierten einige Blaujaden, schälten Kartoffeln, lasen Erbsen aus und reinigten Küchengeschirr. Das Klappern der Blechschüsseln drang bis hinauf ins Arbeitszimmer des Direktors, der, einen Hornkneifer auf der Nase, einige Aktenstücke durchlas. Sein Zimmer war sehr einfach eingerichtet: die eine Wand, außer einigen Kaiserbildern, vollkommen kahl; die Decke nur mit flüchtigen bunten Linien gemalt; und an der rechten, hellerleuchteten Wand ein hohes Altenregal, vollgepfropft bis unter die Decke; lange Aktenschwänze aus gelbem Papier mit Ziffern und Buchstaben hingen heraus.

Eben schlug die Hausuhr elf. Im Korridor klickt ein Hund Schlüssel und kurze Zeit darauf konnte man die schweren Tritte zweier Männer hören, welche sich dem Direktorzimmer näherten.

Leises Anklopfen.

„Herein!“ rief es von innen; durch die geöffnete Thür trat ein Korrigende, an seiner Seite der Wärter mit dem Schlüsselbund.

„Herr Direktor haben befohlen!“

Auf dem Gesicht des Gefangenen lag ein erstauntes Fragen, was man nun von ihm wollte? Heut' ist seine Zeit herum; er soll der Freiheit wiedergegeben werden. Was mochte der Direktor noch von ihm wollen?

Ueber den Hornkneifer hinweg sandten zwei lebhaftige Augen scharfe Blicke zu dem Gefangenen.

„Wie heißen Sie?“ frug der Direktor.

„Friedrich Schmidt, Herr Direktor,“ antwortete jener.

„Sie sind Buchdrucker?“

„Ja wohl, Herr Direktor.“

„Wie alt sind Sie?“

„24 Jahre, Herr Direktor.“

„Oh —“

Der Hornkneifer wurde abgenommen und die Augen nebst den angrenzenden Gesichtspartien mit der weichen Hand abgewischt. Als dann der Zwicker nach mehrmaligem Ausprobieren wieder seine frühere Lage innehatte, senkte sich der Blick einige Sekunden auf die Akten, um dann die Blaujade wiederum scharf zu mustern.

„Sie sind schon einmal in der Anstalt gewesen?“

„Leider, Herr Direktor, ich weiß . . .“

„Darum sind Sie aber selber schuldig?“

„Verzeihung, Herr Direktor, ich habe keine Stellung finden können.“ Ein Achselzucken begleitete diese Worte. Und wie im Traum durchflog er die Zeit, in der er, hilflos von einem zum andern

laufend, doch keinen Erwerb finden konnte, bis er der Obrigkeit in die Hände fiel und wegen Landstreichens ins Korrekthaus geschickt wurde.

„Das ist eine wenig stichhaltige Entschuldigung; aber . . .“

— der Direktor zögerte noch ein wenig — „aber — ja — Sie haben meine Bureauarbeiten zur Zufriedenheit erledigt und ich darf Sie doch nicht für ganz unfähig halten. Sie sagen, Sie hatten keine Arbeit gefunden! Gut! Wenn Sie nun arbeiten wollten?“

Der Gefangene sah bei diesen Worten mit wehmütigem Gesicht hinüber. Seine Blicke verrieten die Sorge, die ihn draußen wieder beschleichen wird; er hatte ja doch immer arbeiten wollen. Wozu die Frage. Da plötzlich kam ihm ein Gedanke; sollte es möglich sein, daß man sich etwa seiner angenommen hätte, um ihm den Weg hinaus ins neue Leben zu erleichtern?

Das Gesicht des Gefangenen verklärte sich bei diesem Gedanken. „Es liegt durchaus außerhalb meines Amtes; aber ich mache eine Ausnahme mit Ihnen. Sie finden Arbeit beim Buchdruckermeister Niederlein, hier. Ich habe selbst Rücksprache mit dem Herrn genommen. Nun liegt es an Ihnen, zu zeigen, ob Sie verflumpen wollen oder nicht.“

Kurz und bündig schossen diese Worte heraus.

Dann wandte sich der Direktor ab von dem Gefangenen, der sprachlos da stand, mit feuchten Augen, weiteres erwartete, und in seiner freudigen Bestürzung nicht wußte, ob er noch bleiben sollte oder ob er zu gehen habe.

Was er monatelang gesucht und doch nicht finden konnte; was er in den wenigen hoffnungsvollen Stunden seines Lebens ersehnt — regelmäßige Arbeit, regelmäßiges, wenn auch kleines Einkommen und ein bescheidenes aber ehrenhaftes Dasein, das alles war ihm jetzt mit den knappen Worten des gefürchteten Mannes eröffnet worden.

So war ihm doch noch einmal Gelegenheit geboten, ein neues Leben zu beginnen. Ein neues Leben! Und das alte mit seiner Mühsal und Kummernis sollte vergessen werden; manchmal nur würde ihn dann die Erinnerung an schwere Zeiten mahnen, an schlimme Tage, die nun weit, weit hinter ihm liegen.

Die Thränen standen ihm in den Augen und als der Wärter ihn an den Arm stieß; „Kommen Sie!“, da ging er hinaus und vermochte sich nicht recht zu erinnern, ob er sich für diese Freundschaft bedankt oder ob er es in seiner Ueberdrückung versäumt habe.

Es war an einem Sonnabendnachmittag.

Um diese Zeit pflegt es im Seheraal einer Zeitungsdruckerei gewöhnlich etwas lebhafter zuzugehen. Die Herstellung der Zeitung, die Sonntags immer in stärkerem Umfange erscheint, läßt an den Sonnabenden alle Kräfte auf das angestrengteste thätig sein.

Aber auch noch ein anderer allgemeiner Umstand läßt den Sonnabend als einen Tag mit besondrer Physiognomie erscheinen. War auch die Buchdruckerei Niederlein nicht als eine von denjenigen Firmen bekannt, die von der andren durch bessere Bezahlung ihres Personals sonderlich abstecken, so ist der Sonnabend doch immerhin der Zahltag; in dem unzweifelhaften Besitz klingender Münze — ist es auch manchmal nur sehr wenig — leistet man sich doch die Erfüllung dieses oder jenes Wunsches. Geldtag ist Geldtag. „Heute geht's ums Geld!“ Und hurtig eilt alles weiter dem Ziel entgegen, welches dem Sonnabend sein eigenartiges Ansehen giebt.

Endlich war jener „feierliche Augenblick“ gekommen. Mit einem Zahlbrett in der Hand, auf welchem die Gold- und Silbermünzen wohlgeordnet standen, erschien der Chef des Hauses im Seheraal. Er ließ es sich nicht nehmen, das Auszahlen des Wochenlohnes persönlich zu erledigen, obgleich nach der Aussage der Eingeweihten gerade diese Beschäftigung Anlaß zu mancher Falte in dem blassen, aber sonst behaglich-runden Gesicht gegeben haben soll.

Der goldene Kneifer auf der stark gebogenen Nase mochte wohl seinen Zweck nicht mehr recht erfüllen, denn Herr Niederlein mußte sich tief aufs Lohnbuch bücken, um die Aufzeichnungen der vergangenen Woche zu suchen. Alphabetisch waren die Namen geordnet und während er nun den ersten Namen „Adler“ laut ausrief — welcher Name übrigens bedeutungsvoll die „Fanfare“ genannt wurde —, suchte er ebenso emsig, das Gesicht tief auf dem Zahlbrett, nach einem Häufchen Silbermünzen. Goldmünzen kamen selten vor; nur hin und wieder eine und vielleicht ein paar kleine Silbermünzen dazu.

Beim Kennen seines Namens eilte ein jeder geschäftig hin, um nicht zu viel Zeit zu versäumen. Die Mehrzahl mochte wohl schon Geld erhalten haben, als es laut von den Lippen des Auszahlenden erscholl: „Schwindl!“

Das war ein bisher unbekannter Name; neugierig hoben sich die Köpfe und wandten sich dem Gerufenen zu, der erwartungsvoll seinem neuen Chef zuschritt.

In vertraulichem Gespräch machte ihm dieser die Mitteilung, daß er in der achtstägigen Zeit seiner hiesigen Thätigkeit sich als ein brauchbarer Schriftsetzer gezeigt habe. Er möge weiter bei ihm in Thätigkeit bleiben.

Hoherfreut brachte der Angeredete nur einige Redensarten hervor, aus denen wohl zu entnehmen war, daß er es für ein Glück schätze, so schnell und so günstig untergebracht zu sein, und daß er bestrebt sein werde, sich dieses Glück wohl zu wahren.

Wohlgefällig, mit dem Gesicht auf dem Zahlbrett, suchte Herr Niederlein in den Silbermünzen herum, um sich bald wieder zu erheben und, mit einigen Thalern klappernd, sein Gespräch fortzusetzen:

„Wir zahlen also 16 Mark pro Woche und werden im geeigneten Augenblick nicht veräumen, Zulage zu bewilligen.“

Wiederum als Antwort nur einige zusammenhanglose Worte, welche wohl vollste Zufriedenheit ausdrücken sollten.

„Ja, und.“ begann jener wieder, „auf Ihren Anzug, den wir mit 30 Mark Vorschuß bezahlt haben, zahlen Sie — je nach dem, wie viel Ihnen möglich ist — wöchentlich zwei bis drei Mark ab; ich habe diese Woche drei Mark in Abzug gebracht, 35 Pfg. Krankentasse und 15 Invalidentasse, macht zusammen 3,50 Mark, bleibt also 12 Mark und 50 Pfennige. Dann kirkten einige Silbermünzen auf dem Zahnbrett, die mit einer gewissen Pietät heruntergenommen und eingestekt wurden.

Eine Wonne überließ den ehemaligen Sträfling, als er jetzt, nach langer Zeit, wieder einmal Geld in Empfang genommen, das er sich ehrlich erarbeitet. Er hielt es in der Hosentasche noch in der Hand.

Ob es viel Geld war oder wenig, daran schien er im Augenblick gar nicht zu denken; aber es war Geld, richtige harte Thaler, die ihm niemand fortnehmen konnte; er hatte sie redlich verdient.

Was heute noch zu arbeiten war, wurde mit fliegender Hast erledigt und eine gewisse stimmungsvolle Vorahnung bemächtigte sich der Gemüter. Dort wurde in einer flüchtigen Pause schnell noch eine Partie zu morgen verabredet und dort besprach man sich über die Einzelheiten einer längst verabredeten.

Auch der neue Kollege wurde von seinem Nebenmanne, mit dem er im Laufe der Woche schon einige Worte gewechselt haben mochte, zur Beteiligung an einem Ausflug aufgefordert; doch wurde dies freundliche Anerbieten unter Hinweis auf die gegenwärtig noch allzu geringe Bekanntschaft mit bestem Dank abgelehnt.

Die Motivierung dieser Ablehnung erschien dem einladenden Kollegen sehr wenig maßgebend, doch er mußte sie eben gelten lassen; der andre aber ließ die linke Hand in die Hosentasche gleiten, um eine kleine Prüfung vorzunehmen, ob noch alles in der Tasche war — die schönen harten Thaler . . .

Es war ihm, als verdoppelte sich die Freude, wenn man sie zweimal gemustert.

Und wieder hielt er die Hand in der Hosentasche.

In seinem kleinen möblierten Zimmer war Schwindt eben angekommen. Er griff in seine linke Hosentasche und legte mit einem Griff sämtliche Silberstücke auf den Tisch. Es waren 3 Thaler, 1 Zweimarkstück, 1 Markstück und 1 Fünfzigpfennigstück.

Die Thaler legte er extra.

Die gehäkelte Decke auf dem Tisch wurde ein wenig beiseite geschoben, weil es den schönen, feinen Klang des Silbers zu sehr beeinträchtigte. Dann wurde jeder Thaler auf seinen Klang probiert; sie klangen alle drei rein und klar wie Mädchenstimmen. Und während der glückliche Besitzer des Geldes die Jahreszahlen der einzelnen Münzen nachsah, durchzogen die verschiedensten Gedanken sein Gehirn, was man wohl alles für einen einzigen Thaler kaufen könnte. Vor allen Dingen könnte man sich einmal eine Pfeife und Tabak leisten. Das müßte ein wirklicher Genuß werden.

Herrgott! Wie lange schon hatte er nicht geraucht. Die Pfeife wird vielleicht 1,50 M. bis 2 M. kosten und für 1 M. Tabak — ach, das reicht ja auf Monate, braucht ja kein ganz guter zu sein. Das ist also eine einmalige Ausgabe und dann ist man für lange Zeit versorgt.

Für den zweiten Thaler — was könnte man da kaufen? . . . Doch die Beantwortung dieser Frage war noch weit im Felde, als sich nach kurzem Anknöpfen die Thür aufthat und Frau Müller, die Zimmervermieterin, erschien. Silber klingt nämlich sehr laut: wenn man harte, klingvolle Thaler auf das Holz des Tisches auffallen läßt, so klingt das durch die Stubentür hindurch, ja sogar durch die nächste Thür, bis ins Zimmer der Frau Müller, die, einen schwarzen Strickstrumpf bearbeitend, am Fenster saß und beim Klappern des Geldes mit der Erfahrung einer älteren Zimmervermieterin kalkuliert: „Haben ist besser, als kriegen. Sonnabends reicht's gewöhnlich noch zur Miste, Sonntags sind die Herren nicht zu sprechen und — Montags — ach ja, Montags . . . Dann woll'n wir's lieber Sonnabends holen.“

So stand sie nun da, halb dreist und halb verlegen. „Es ist schönes Wetter heute draußen.“

Schwindt hatte aber wohl erkannt, was das bedeutet. Ohne Phrase ging er sofort zur Sache: „Ach ja, Frau Müller, wir hatten ja ausgemacht, daß ich wöchentlich bezahle; also, was bekommen Sie, kommen Sie nur her!“ Das Wetter war nun plötzlich vollkommene Nebensache geworden und mit dem wehmütigsten Gesicht, mit dem sie unmöglich hätte über Regen oder Sonnenschein weiterplandern können, erklärte sie, daß sie wirklich nicht billiger könne. Die andren Frauen verlangen alle 11 Mark; aber sie wird mit 10,50 Mark zufrieden sein.

„Ja, ich glaube, so war's auch veranschlagt; volle Pension 10 Mark und 50 Pfennige.“

„Nawohl, Herr Schwindt, ohne Wäsche; denn das Waschen — wirklich, Herr Schwindt, wenn man alt wird, es wird einem alles zu viel; die Wäsche kann ich nicht mitbesorgen.“

„Nun ja, ich glaub's schon.“ Dann nahm er die drei schönen harten Thaler, das Markstück und das 50 Pfennigstück, legte es bedachtam beiseite und meinte: „So, Frau Müller, 10 Mark und 50 Pfennige.“ Der Ton der Stimme hatte etwas an sich, was sich nicht recht definieren ließ. Es klang wie ein tieferes Seufzen.

Während Frau Müller durch die Brille hindurch die Geldstücke musterte und eines nach dem andern klappernd verschwinden ließ, schien sie die Erfüllung vieler Wünsche mit den harten Thalern einzustreichen. Sie wünschte für den heutigen Sonnabendabend noch ein bißchen Amüsement und als sie sich nach freundlichem Abschied entfernt hatte, war fast der ganze klingende Lohn für diese Arbeitswoche verschwunden; auf dem Tisch blieb nur noch das Zweimarkstück liegen.

„Ach ja, die Wäsche,“ murmelte Schwindt. „Ich werde wohl etwas kaufen müssen, erst wenigstens noch ein Hemd; mit diesem einen geht es doch nicht an. Was wird so ein Hemd kosten? 1,50 Mark, mehr darf es nicht kosten; sonst bleibt ja gar zu wenig übrig. Na, und heute ist es ja doch schon zu spät zum Einkaufen.“

Wenn auch die Geschäfte noch stundenlang geöffnet waren, so suchte er doch nach einem Grund für sein Versäumnis und redete sich selbst das Nächstliegende ein: „Heute ist's wohl schon zu spät.“

Er ging in seinem Zimmer auf und ab und suchte nach einer Beschäftigung, die ihn von seinen Gedanken abbrachte. „Wenn ich eine lange Pfeife hätte, würde ich jetzt Pfeife rauchen.“ Er setzte sich auf einen Stuhl am Fenster und während er hinausblinnte, zählte er die Monate aus, seit denen er keinen Tabak geraucht hatte.

Es kommen wohl an die 6 Monate zusammen. Drei Monate dort . . . dann sechs Wochen die herrliche Walze, mitten im Winter, und vorher wieder vier Wochen das ruhige, unheimliche Haus mit den hohen Mauern.

„Aber jetzt wird alles anders. Jetzt haben wir wieder Arbeit, jetzt kann ich Tabak rauchen in meiner freien Zeit.“

Doch er hatte den Gedanken noch nicht zu Ende geführt, als ihm die Wäsche wieder einfiel. Er griff wehmütig auf den Tisch nach dem übriggebliebenen Silberstück, betrachtete es mit fragender Miene und steckte es in die Hosentasche.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

— Sprachliche Eigentümlichkeiten in Nassau. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Die hervortretendsten Eigentümlichkeiten des nassauischen Dialekts bestehen einmal in der starken Angleichung der Konsonanten, zum andern in der Brechung und Trübung der Grundvokale. Infolge der starken Angleichung der Konsonanten werden einzelne Wörter so verstümmelt, daß ihre Herkunft kaum zu erkennen ist. Aus Hennemthal wird Hefnel, aus Holzhausen = Hofteje, aus Adolfsed = Rolsed, aus Hohenstein sogar Huchstaa. Elisabeth heißt kurz Lisbeth oder Lis. Margarete = Greete oder Grit, Anna Margarete heißt Amegrit. Bemerkenswerter noch ist die Trübung der Vokale, wie sie schon das Wort Hohenstein = Huchstaa zeigte. Es lautet au (heute = haut, Scheune = Schauer) oder auch ei (Heu = Hei), o = u (hoch = huch), ei = aa (Weizen = Waas), ei = a oder ä (Fleisch = Fłasz oder Fłasz), i = ei (ich = eich), ü = oi (Kühe = Koi), ebenso au = oi (Säu = Soi), u = o (Hund = Hond), eh = ih (Neh = Nih), a = o (Wachs = Wochs) zc. Wie sehr der Vokal ein und desselben Wortes oft innerhalb kleiner Bezirke wechselt, sehen wir an den beiden Wörtern „Lahn“ und „regnen“. Hier heißt der nassauische Hauptfluß Lahn, da Loh, dort Loh oder Lüh. Hier regnet es, dort aber rihrt's, rahnt's oder rehtn's. In manchen Gegenden Nassaus wird ei nur ei gesprochen, was besonders beim Gesang gerabezu widerlich klingt. Ebenso ist's mit dem „g“, das in manchen Bezirken auch in der Vorstufe „ge“ als ich gesungen wird, z. B. geliebt = scheliebt. Charakteristisch ist die Steigerung des Eigenschaftswortes „weiß“ und die des unbestimmten Zahlwortes „nichts“. „Weiß“ hat nicht drei, sondern vier Steigerungsstufen und steigert: weiß, schnee- oder auch schneeweiß, schneehogelweiß, schneehogelweiß. Nichts wird im nassauischen Dialekt mit „laa Keit“ ausgedrückt und steigert laa Keit, laa lottje Keit, laa kiffte, lottje Keit. Noch finden wir überall das mittelalterliche heint (Nacht) und als Anredewort nicht das aus dem Englischen genommene „Sie“, sondern die altdeutsche Form „Ihr“. Mit „Ihr“ redet nicht nur der Einheimische den Fremden, sondern auch das Kind seine Eltern, Paten zc. an. Die dritte Person männlichen Geschlechts des persönlichen Fürwortes „ich“ heißt nicht „er“, sondern „he“, die des weiblichen und sächlichen nicht „sie“ und „es“, sondern „ih's“. Vater und Mutter heißen Vodder und Modder, Großvater und Großmutter aber Abbe und Ahle. Gehen wir aber etwas weiter nach Norden in den Kreis Biedentopf, so wird hier der Vater Knan, Knenne oder kurz Enne, der Großvater der Grufenne, die Mutter aber Moirer oder Moiter, die Großmutter Ahlmoirer oder Altmoirer genannt. Jedes Dorf hat neben seiner amtlichen Benennung auch noch eine volksmundliche, ebenso jedes einzelne Haus; ja jedes einzelne Familienglied hat neben seinem Vor- und Zunamen einen oft sehr treffenden, meist aber wenig schönen Unnamen. Bloosch = Blausche (nach den dort getragenen blauen Strümpfen benannt), Rihkrämer, Spedmäuler, Hindelsbächer, Schmierlämäuler zc. sind Ortsbenennungen, die in charakteristischsten Eigentümlichkeiten der Dorfbewohner oder in mehr oder weniger humorvollen Vorgängen ihren Ursprung haben. Wer in einem Kreisstädtchen an dem Oberlauf der Lahn nach dem Hasen mit dem langen Schwanz, in dem Taunusdörfchen Hennemthal nach dem Bar (Wär) oder in der Wisper nach dem Schlüssel fragen würde, um die hier mit Brettern zugemagelte Welt aufzuschließen, der würde sicher keine freunde-

lichen, vielleicht gar schlagende Antworten bekommen. Zahlreich sind die charakteristischen Schimpfnamen Rassa's. Neben dem im ganzen Westen allgemein gebräuchlichen „Schubiat“ oder „Schutwial“ hat jeder einzelne Bezirk seine besonderen „Kosenamen“. Das Dillthal hat seinen „Alpg“, der Westerwald seinen „Schmull“, das Karththal seinen „Godg“, der hohe Taunus seinen „Schrefel“, das Lahntal sein „Kompier“ oder „Kumpier“ und den „Olbert“ oder „Olwert“, der sich in den höheren Potenzen sogar zum „Quadrat“ und „Kubik-Olwert“ steigert. Hinsichtlich der „Fische“ nimmt Laufenselden im Volksmunde, wohl mit Unrecht, eine hervorragende Stelle ein, und wenn einer seinem übervollen Herzen mit einem kräftigen „Dummeraz-schwerlaad“ Luft macht, dann heißt es gewiß: „Mr maant, der wär vo Lafeselle“.

gc. Andre Länder — andre Sitten. In der Bretagne besteht ein seltsamer Hochzeitsbrauch. Der junge Ehemann hat nämlich nach vollzogener Trauung seiner Frau Liebsten eine gehörige Ohrfeige zu verjagen mit den Worten: „So geschicht Dir, wenn Du mich erzürnst!“ Darauf küßt er seine junge Gattin zärtlich und spricht: „Und so thu ich Dir, wenn Du mich gut hältst!“ Geschah es da eines Tages, daß sich ein junger Bauer aus der Bretagne eine Tochter des Schwabenlandes als sein eheliches Gespons hatte antrauen lassen. Sie bekommt natürlich ihre pflichtgemäße Ohrfeige. Auf den Ruf aber wartete das resolute Schwabenkind nicht, sondern quittierte den Empfang der Ohrfeige, indem sie ihrem Mann mit wuchtiger Hand eine gleiche Zärtlichkeit erwieb, die Worte hinzufügend: „Dees kann mer aber scho gar net g'falle, woisch?“ Sie hat keine Ohrfeige mehr wieder bekommen von ihrem Mann, auch wenn sie ihn wirklich mal erzürnt hatte.

### Kulturgegeschichtliches.

y. Tabakspolitiker von ehemem. Heute beschäftigt der Tabak die politische Welt vornehmlich, insofern erfindungsreiche Finanzkünstler darauf aus sind, ihn immer von neuem zu Steuerzwecken nutzbar zu machen, was ja nun gerade wieder Deutschlands Fall ist. Diese Sorte Tabakspolitiker ist vorläufig zu bedrohlich, um von der komischen Seite genommen werden zu können. Dagegen begegnen tabakspolitische Kuriositäten, die als abgethan mit heiterem Gleichmut genossen werden können, recht zahlreich in vergangenen Zeiten.

Am einer Stelle ragt freilich auch auf diesem Gebiete die Vergangenheit in die Gegenwart hinein. Das ist in England, auf dessen Boden bis zum heutigen Tage der Anbau von Tabak bei einer Strafe von 1600 Pfund oder 32 000 Mark pro tabaktragenden Acker untersagt ist. Dies horrende Gesetz wird gegenwärtig mit finanztechnischen Gründen verteidigt, weil es leichter und billiger sei, von importiertem Tabak an der Handelsgrenze Zoll als von einheimischem Tabak im Lande Steuer zu erheben. Als aber das Anbauverbot vor zweieinhalb Jahrhunderten — 1652 — erlassen wurde, war das Motiv ein ganz andres. Da bezweckte das Gesetz Hochbringen des Tabakbaus und Handels der englischen Kolonien in Amerika, aus denen nun längst die Vereinigten Staaten geworden sind. Die Tabakspflanzer aus Virginien und Maryland waren nicht faul, ihrerseits das Glück noch zu verbessern. Sie erließen nämlich, um die Preise hochzuhalten, ein Gesetz, das den Tabakbau pro beschäftigten Negersklaven auf 6000 Pflanzen beschränkte. In besonders ertragreichen Jahren wurde gelegentlich noch nachgeholfen, indem eine bestimmte Menge Tabak einfach verbrannt wurde, wie es ja auch die Holländer ähnlich auf den Molukken mit Gewürzen gemacht haben, um einen Preissturz zu verhindern.

Ein paar Jahrzehnte nach dem englischen Anbauverbot von 1652 versuchten die Tabakspolitiker eines andern Landes es mit dem entgegengesetzten Extrem, mit vollständiger Ausschließung des Kolonialtabaks zu Gunsten des einheimischen. Am 7. April 1687 erging für Schweden eine königliche Verordnung, wonach niemand fremden Tabak bei Strafe der Konfiskation und 15 Dere Geldstrafe pro Pfund über die Grenze importieren durfte; dadurch sollte der Tabakbau in Schweden hochgebracht werden. Dies schwedische Einfuhr- und jenes englische Anbauverbot nahmen immerhin schon den Genuß des Tabaks als eine unabänderliche Thatsache hin, mit der die Politik rechnen müsse. Zur gleichen Zeit gab es aber schon in zahlreichen andern Ländern Tabakspolitiker, die sich berufen glaubten, die ihrem Schutz befohlenen Mitmenschen vor dem Tabakrauchen als vor einem verderblichen Laster liebend zu behüten. Diese Sisyphusthätigkeit hat kuriose Blüten gezeitigt. Dahin gehört zunächst eine Bulle des Papstes Urban VIII., der 1624 das Tabakrauchen und -Schmupfen mit Bann und Interdikt belegte. Diese Bulle ist 1698 erneuert worden, und erst nach einem vollen Jahrhundert — 1724 — gestand der damalige Papst durch Aufhebung des Interdikts zu, daß er zum Unterdrücken der „trockenen Trunkenheit“, wie man damals in Deutschland das Rauchen nannte, nicht mächtig genug sei.

Die nämliche Erfahrung mußte auch der europäische Antipode des Papstthumes, der Großtürke, machen. Der Sultan Amurath IV. war der Meinung, das Tabakrauchen mache unfruchtbar. Um seinen Untertanen das Laster auszutreiben, verfügte er, daß er tappten Rauchern die Nase durch die Nase zu treiben sei. Mit ähnlichen Abfalsmitteln bekämpfte gleichzeitig auch das russische Zarenthum die Tabakseuche. Der Haupttabakspolitiker im Kreml war Zar Michael Feodorowitsch (1613—1645), der 1634 ein ganz detailliertes

Rauchverbot mit schlagenden Gründen losließ. Außer dem „Trinken“ des Tabaks ward auch der Handel damit unter Todesstrafe und Vermögenskonfiskation gestellt. Verbessert ward der Ullas durch den nächsten Zaren, Alexei Michailowitsch. Darin waren für die verschiedenen Grade der Schuld verschiedene Straffufen vorgesehen, Knute, Folter, Nasenschlitz und Nasenabschneiden sollten dazu dienen, die Tabakssünder zur Einsicht zu bringen.

Mit so rabiatischen Mitteln, wie sie im Moskowiterreiche Brauch waren, gingen die Staatsweisen der deutschsprachigen Länder nicht gegen den Tabak vor. In vollständigen Rauchverboten aber fehlte es auch auf deutschem Boden nicht. Für Kurpfalzen z. B. erging 1653 ein „Tabaksverbot“, das bei 10 Thaler Strafe das Rauchen gänzlich untersagte. Darauf zielte noch im 18. Jahrhundert eine sachsen-gothaische Landesverordnung ab, in der folgender Satz kulturgeschichtlich besonders interessant ist: „Und bieweil auch durch das unzeitige und übermäßige Tabakstrinden viele Leute ihnen unvorsichtlich großen Schaden zuziehen: als soll dessen gleichfalls männiglich müßig gehen, und nicht allein Hausväter die ihrigen davon abhalten, und ihnen diesfalls selbst keine Vergernisse geben, sondern auch, wenn jemand angemerdet wird, der dieser Unordnung allzusehr nachhänget, er deswegen, gleich anderen Trunkenbolden gerüget, oder bey der Obrigkeit angezeigt und ernstlich bestraft werden. So soll auch Tabak auf gedachte Weise zum Verbrauchen nicht verborget, noch auf die dahero gemachte Schulden verholffen, sondern wer solchen verborget, vielmehr ernstlich darum gestrafft werden.“

Anderswo hat man zwar auf den aussichtslosen Versuch gänzlicher Unterdrückung des Rauchens aus gesundheitspolizeilichen Gründen verzichtet, dagegen unter Vorschreibung sicherheitspolizeilicher Erwägungen es an möglichst vielen Stellen als feuergefährlich untersagt. In Kurpfalzen zum Beispiel war es durch eine Generalverordnung von 1719 nicht nur auf den Höfen, sondern auch in den Dörfern bei zwei neuen Schoß Strafe verboten. Auch auf den Postwagen war es hier weder Postkellern noch Passagieren gestattet. Noch weiter gingen darin die preussischen Tabakspolitiker; der Titel des Edikts von 1723: „Wider das unvorsichtige und gefährliche Tabakrauchen zu Berlin“ sagt schon genug. Bekanntlich ist in Berlin bis zur März-Revolution das Rauchen auf offener Straße verboten gewesen. Derartige Maßnahmen waren natürlich sehr unpopulär und führten zu vielem Krakehl. In einem außerdeutschen Lande sogar einmal zu einem förmlichen Aufstand. Das war 1690 in der holländischen Stadt Haarlem, deren Obrigkeit es zudemäßig befunden hatte, das Rauchen auf den Straßen und sogar an feuergefährlichen Orten in den Häusern zu verbieten. Darüber ging ein heftiger Aufstand los, der durch 700 Mann Militär gedämpft wurde. So schlimm ist es in Berlin nie geworden. Kaufereien mit der Polizei wegen des Rauchens waren aber auch im vormärzlichen Berlin häufig. Mit der März-Revolution ist dann auch in Preußen die altmodische Tabakspolitiker zu Grabe getragen worden. Auch die Reaktion hat sie nicht wieder ins Leben zu rufen versucht, so daß wohl mal ein wigiger Berliner die Rauchfreiheit als einzige dauernde Märzerrungenschaft bezeichnet hat.

### Humoristisches.

— Verdächtige Angst. Gattin (zu ihrem ganz verstört erwachenden Gatten, der Baumeister ist): „Ja, was hast Du denn, liebes Männchen?“

Gatte: „Gott, mir träumte, ich müßte in einem von mir gebauten Hause wohnen.“

— Galgenhumor. Der Dide (vor der Abreise nach Marienbad zu seiner Braut): „Sei guten Muts, entweder komme ich diesmal gar nicht zurück oder nur . . . teilweise!“

— Die zerstreute Hausfrau. „Ach Gott, jetzt wollte ich die Eier mit Zwiebelschalen kochen, damit sie etwas Farbe bekommen, und nun habe ich Zwiebeln gelocht mit Eierhälen!“  
(„Weggendorfer Blätter“.)

### Notizen.

— Hartleben als Uebersetzer. Otto Erich Hartleben und Ottomar Bily haben zusammen ein Drama „Lucifer“ von E. A. Butti ins Deutsche übertragen.

— Arne Garborgs „Paulus“ und Björnsons „König“ werden in der kommenden Saison im Berliner Theater in Scene gehen.

— Eine chinesische Schauspieltruppe wird demnächst nach Berlin kommen. Das 45 Mitglieder starke Ensemble wird hauptsächlich kriminal- und Intrigenstücke aufführen.

— Intendant Präsch eröffnet seine Direktion am Theater des Westens mit Smetanas Oper „Dalibor“.

— Eine Fachausstellung für Dekorationsmalerei (einbegriffen alle hierzu gehörigen Materialien, Hilfsmittel, Maschinen zc.) findet vom 23. bis 27. August in Chemnitz statt.

— Als die älteste mit einer Jahreszahl versehenene Glocke in Deutschland gilt die von Eggesbach in Bayern, die aus dem Jahre 1144 stammt. Aus Eisenblech zusammengesetzte Glocken sind drei bekannt: der „Saufang“ aus St. Cäcilien im Museum zu Köln, das Columbanglöckchen im Schatz von St. Gallen und ein Glöckchen zu Ramsach in Oberbayern.